Die stille Seite der Musik
leseprobe
SVEA LUNDBERG
Der Verlag für das Wunderbare
Traumtänzer-Verlag

PROLOG

Moll wird von den meisten Menschen als ›traurig‹ oder ›düster‹ empfunden, während sie Dur eher mit Attributen wie ›fröhlich‹ oder ›hell‹ beschreiben. Dabei gibt es durchaus fröhliche Moll-Lieder, wie zum Beispiel Larionows »Kalinka«, genauso wie es trübsinnig klingende Musikstücke in Dur gibt.

Die Wenigsten wissen, dass dieses Empfinden vor allem durch den geringen Klangwert des Molldreiklangs zustande kommt und außerdem Aspekte wie Melodieführung, Rhythmus und Tempo eine erhebliche Rolle spielen. Die unterschiedliche Färbung des Musikstückes obliegt allein dem Komponisten. Was sagt es wohl über einen Menschen aus, wenn er gerne – oder sogar ausschließlich – Stücke in Moll hören möchte? Was meint die Welt über einen Pianisten zu wissen, der sich weigert, Dur zu spielen?

Ich behaupte, die Leute wissen gar nichts. Sie verstehen nicht, was in einem jungen Mann vorgeht, der sich Tag um Tag dem Klang von Ludovico Einaudis »Oltremare« hingibt, der Nacht um Nacht Beethovens »Mondlicht Sonate« spielt. Weil er nicht schlafen kann – oder will.

Die Uhr auf meinem Handy zeigt neun Minuten nach vier und natürlich leuchten auch mehrere entgangene Anrufe auf dem Display. »Ach, Mum«, seufze ich lautlos und stecke das Smartphone zurück in meine Hosentasche. Ich habe ihr gesagt, dass ich erst weit nach Mitternacht zurückkommen werde, aber sie macht sich trotzdem Sorgen. Wie sie es immer tut, wenn ich sie alle paar Wochen mal dazu überreden kann, einen Abend mit Freunden verbringen zu dürfen. Mit Leuten, die eigentlich gar keine richtigen Freunde sind. Sie dulden mich vielmehr in ihrer Mitte und ich kann es ihnen nicht mal verübeln, dass ich für sie nicht mehr bin als ein toleriertes Anhängsel. Ich seile mich zu oft nach der Schule ab, mit der Erklärung, ich müsse üben, als dass sie mich wirklich als Mitglied ihrer Truppe ansehen könnten. Aber es stimmt nun mal: Ich muss üben. Mindestens vier Stunden am Tag. Und ich tue es gerne, nur manchmal – ganz selten – wird eine Stimme in mir laut, die mir zuraunt, ich müsse mal wieder unter Leute. Mal wieder raus. Mal wieder atmen. Lachen. Tanzen. Mit Mädels flirten. Andere Männer küssen.

Letzteres weiß meine Mutter nicht. Vielleicht ahnt sie, dass ihr einziger Sohn bisexuell ist, aber viel wahrscheinlicher ist es, dass sie annimmt, ich sei noch Jungfrau und an keinerlei Beziehung interessiert. Dass sie denkt, meine größte und einzige Liebe sei das Piano. Und in gewisser Weise stimmt das ja auch. Aber kein Klavierstück und mögen sich die Töne noch so tief in mein Innersten schneiden, können die Berührungen eines Liebhabers ersetzen. Nicht einmal meine Lieblingskomposition von Einaudi kann das.

In dieser Nacht ziehe ich die »Oltremare« jedoch Eddi und den anderen vor. Noch bevor ich ins Auto steige, krame ich meine Ohrstöpsel hervor und schalte die Playlist ein. Eddi mustert mich mit schiefem Blick.

»Du willst nicht ernsthaft dein Klassikgedöns während der Heimfahrt hören, oder?«

Ich steige auf der Beifahrerseite ein und lasse dabei lediglich ein knappes »doch« hören. Ich habe keine Lust, mich zu rechtfertigen. Sie würden ohnehin nicht verstehen, dass ich nach fünf Stunden Dubstep-Beschallung des Clubs das melancholische Klavierspiel brauche, um runterzukommen.

Eddi zuckt mit den Schultern, wirft Ann-Kathrin und Marie einen vielsagenden Blick zu, ehe er auf dem Fahrersitz Platz nimmt. Ich lasse das Fenster auf der Beifahrerseite ein Stück hinunter, lehnte meinen Kopf an die Nackenstütze und schließe die Augen. Über die Musik hinweg höre ich die beiden Mädels schnattern und klicke die Lautstärke meines Handys drei Stufen höher. Das Starten des Motors höre ich nicht mehr, fühle es nur noch. Der V8-Motor vibriert unter mir und ich beschließe, mir doch irgendwann ein eigenes Auto zuzulegen, ganz egal, was meine Mutter dazu sagt. Als ob ich mir das vor eineinhalb Jahren, kurz vor meinem achtzehnten Geburtstag, nicht auch schon eingeredet hätte …

Der Fahrtwind bläst mir ins Gesicht, prickelte angenehm auf meiner vom Tanzen verschwitzten Haut. Ich blende Eddi und die beiden Mädels vollkommen aus, konzentriere mich nur noch auf die Klänge der »Oltremare«.

Ja, Molldreiklänge haben wirklich etwas Melancholisches, Düsteres an sich. Doch genau aus diesem Grund liebe ich sie bis heute. Ich genieße das fast schmerzliche Gefühl der Enge, welches sich in der Brust ausbreitet. Gebe mich dem sanften Anschwellen der Tonmelodie hin, bis die »Oltremare« in einem schwermütigen Ritardando gipfelt. Heute noch wie damals.

Auch in dieser Nacht, auf dem Beifahrersitz von Eddis BMW M4, vergesse ich alles um mich herum, während ich Einaudis Meisterstück lausche. Ich sitze reglos, nur meine Finger berühren sacht die unsichtbaren Tasten des imaginativen Klaviers vor meinen geschlossenen Augen. Gleich erreicht das Stück seinen dramatischen Höhepunkt, gleich wird es …

Wie aus dem Nichts wird mein Körper zur Seite gerissen. Mein Kopf prallt gegen das Seitenfenster. Ich reiße die Augen auf. Meine Finger verlassen die Tasten, suchen Halt. Doch vergeblich. Schon dreht sich mein Magen um. Oder nein? Das Auto dreht sich? Schleudert zur Seite. Ein Stöpsel gleitet aus meinem Ohr. Ich höre die Mädchen kreischen. Schreie ich auch? Die »Oltremare« verklingt auf ihrem Höhepunkt. Schmerz schießt durch meinen Arm und Rücken. Dann wird alles schwarz.

KAPITEL 1

Die »Oltremare« hallt noch leise in meinen Ohren, als ich nach für mich unbestimmbarer Zeit langsam aus der Dunkelheit auftauche. Das Schwarz lichtet sich zu Grau. Ich blinzele, sehe gleißendes Weiß und schließe mit einem Aufstöhnen die Augen erneut, nicht nur, um die unangenehme Helligkeit, sondern auch den plötzlichen Schmerz auszublenden, der durch meinen linken Arm bis in die Hand hinunterrast.

Das Klavierstück in meinem Kopf verklingt in einem monotonen Piepsen, das in meinem pochenden Schädel widerhallt. Weit weniger quälend jedoch als der reißende Schmerz in meiner Hand.

»Fuck«, flüstere ich mit einer Stimme, die krächzig und so gar nicht nach meiner eigenen klingt. Bilder flackern vor meinen geschlossenen Augen und ich reiße sie auf, um den quälend-lebhaften Erinnerungen an den Unfall zu entgehen. Stattdessen starre ich an eine kahle weiße Decke, hinein in eine eklig helle Neonröhre. Wusste gar nicht, dass es noch Räume ohne schicke LED-Spots gibt.

Das Reißen in Hand und Arm verwandelt sich langsam zu einem gleichsam nervigen wie schmerzhaften Puckern. Und während ich so an die Decke starre, schließlich die medizinischen Geräte neben meinem Bett in Augenschein nehme, beginne ich zu begreifen, was der Schmerz bedeuten könnte. Was alles geschehen sein könnte, aber …

Ich hole zittrig Luft.

… aber ich komme nicht dazu, nachzudenken oder gar zu begreifen, denn in diesem Moment fliegt die Zimmertür auf. Meine Mutter stürmt herein, gefolgt von einer aufgeregt schnatternden Krankenschwester.

»… so beruhigen Sie sich doch! Es wird bestimmt …«

»Ach, was wissen Sie schon?«, fährt Mum der Dame über den Mund, ehe sie sich mir zuwendet und an mein Bett geeilt kommt.

»Valentin, du bist wach!«

Nach dieser lapidaren Feststellung steht sie wie versteinert neben mir. Ich brumme eine Zustimmung, bin zu träge, um etwas zu sagen. Und ich brauche Sekunden, ehe ich begreife, dass meine Mutter gar nicht wirklich mich mustert, sondern einen unbestimmten Fleck auf der Bettseite links neben mir.

Schwerfällig folge ich ihrem Blick und schaue zum ersten Mal auf meine Hand. Oder vielmehr auf einen weiß bandagierten Klumpen. Unter den dicken Verbänden ist nichts zu erkennen. Doch als ich den Kopf wieder drehe und in das bleiche Gesicht meiner Mutter schaue, brauche ich keine weiteren Blicke mehr. Ihr versteinerter Ausdruck, der überdeutlich davon zeugt, wie sehr sie sich zusammenreißen muss, um nicht zu heulen, spricht Bände. Mein

Herz hämmert Stakkato in meiner Brust und im selben Takt, in dem meine Mutter krampfhaft beherrscht ein- und ausatmet, schnürt sich meine Kehle zu.

»Nein«, flüstere ich ganz leise und sehe gleich darauf meine Mutter nicken. Die Geste wandelt sich jedoch in ein Kopfschütteln.

»Valentin …« Sie streckt eine Hand nach mir aus, berührt meinen Arm. Ich will zurückweichen, aber liege wie hingegossen und kann nichts anderes tun, als mich stocksteif zu machen und den Atem anzuhalten.

»Bitte«, hauche ich meiner Mum entgegen, »bitte, nicht. Nein.«

Sie zieht ihre Hand zurück, als habe ich ihre Berührung mit meinen Worten gemeint. Oder vielleicht versteht sie auch, dass ich es jetzt nicht ertrage, von ihren Gliedern berührt zu werden. Weil ich die eigenen nicht regen kann.

Ich zwinge mich dazu, doch wieder auf den bandagierten Klumpen zu sehen. Nehme alle Willenskraft zusammen, um mir einzureden, ich könne die Finger nur aufgrund der Lagen an Verbandsmaterial nicht rühren. Genau das muss die einzig logische Erklärung sein, denn es ist schließlich unmöglich, dass meine Hand irgendeinen irreparablen Schaden davongetragen hat. Ich bin Pianist. Meine Hände sind mein Kapital. Es kann einfach nicht sein, dass meine Finger streiken, nur weil … weil …

»Valentin«, setzt Mum erneut an und reißt mich damit aus meinen Bemühungen, mir selbst Mut zuzureden, »deine Hand …«

Ich schüttle den Kopf, vergrabe das Gesicht so weit es geht im Kissen.

»Bitte … nicht …« Es fühlt sich wie Schreien an, dabei kommt kaum mehr als ein Flüstern über meine Lippen.

»Die Ärzte sagen …«

»Nein!« Dieses Mal schreie ich wirklich. Mein Kopf ruckt zurück zu meiner Mutter, ich starre sie an. Tränen rinnen haltlos über ihre blassen Wangen, lassen sie mehr denn je aussehen wie eine dieser russischen Porzellanpuppen. So zerbrechlich …

»Lass mich allein«, fordere ich mit plötzlich tonloser Stimme. Hinter meinen halb gesenkten Lidern brennt es verräterisch, aber noch kommen keine Tränen.

»In Ordnung.«

Ich sehe nicht einmal mehr auf, als meine Mutter so rasch zustimmt. Stattdessen vergrabe ich mich tief in mir drinnen und suche verzweifelt nach den Klängen von Ludovico Einaudis Klavierspiel. Doch über dem Klackern von Mums Absätzen finde ich keinen einzigen Ton.

»Ich gehe den Chefarzt suchen.« Sie ist bereits halb aus der Tür. »Vielleicht kann man noch …«

Ich verschließe Augen und Ohren fest. In einem nicht enden wollenden Ritardando prasselt die Erkenntnis auf mich ein: Nein, kann man nicht! Ich weiß es schon jetzt und sicher ahnt Mum es auch. Aber sie wird kämpfen für den Traum ihres Sohnes, eines Tages ein erfolgreicher Pianist zu sein und vor dem atemlosen Lauschen der Menge die »Oltremare« zu spielen. Auch auf meinen Wangen fühle ich die ersten Tränen und lausche weiter. Aber es ertönt kein Klavierspiel.

Bei einem Autounfall wird Valentins Hand zertrümmert und seine Karriere als aufgehender Stern am Pianistenhimmel abrupt beendet. Nach Wochen voller Operationen und Rehamaßnahmen verordnet seine Mutter ihm Erholungsurlaub an der Ostsee. Auf dem Reiterhof seiner Tante lernt er den gehörlosen Florian kennen. Zwischen Stallausmisten und Strandausritten kommen die beiden sich langsam näher, aber Missverständnisse sind vorprogrammiert. Denn während Valentin alles dafür tun würde, um wieder Klavier spielen zu können, scheint Florian sein vermeintliches Handicap einfach wegzulächeln.

Die stille Seite der Musik
Svea Lundberg
Traumtänzer Verlag
272 Seiten, 12,95 Euro
ISBN 978-3-947031-00-9

Webseite des Verlags
Traumtänzer bei Facebook
Webseite der Autorin
Svea Lundberg bei Facebook
Svea Lundberg bei Amazon

Die stille Seite der Musik ist im Buchhandel und online erhältlich oder kann direkt beim Traumtänzer Verlag per Mail als Print und ebook bestellt werden.

Im Jahr 1989 geboren und aufgewachsen inmitten grüner Wiesen, träumte die Autorin sich bereits von Kindesbeinen an gerne in fremde Welten. Während ihres Studiums der Germanistik, Skandinavistik und Kulturtheorie entdeckte sie nicht nur ihre Liebe für die nordischen Länder, sondern auch neue literarische Genres. Heute schreibt sie unter ihrem Realnamen Julia Fränkle im Bereich der Fantasy und als Svea Lundberg im Bereich Contemporary. Die Autorin lebt und arbeitet mit Mann und Hund in der Nähe von Karlsruhe und sammelt neue Ideen meist auf dem Pferderücken.